

Wege zum Menschen

Monatsschrift für Arzt, Seelsorger, Erzieher,
Psychologen und soziale Berufe

34. Jahrgang • Heft 5/6 • Mai/Juni 1982

H. Leitner

Identität, Körper und Zeit

F. Maurer

Räumliche Umwelt und Identität

E. R. Schmidt

Frauen und Männer arbeiten an
biblischen Texten

F. Grünewald

Gebet als Übergangsobjekt

W. Dombrowsky

Kaputtarbeiten

I. Roessier

Ökologie der menschlichen
Entwicklung

Vandenhoeck & Ruprecht

Göttingen

L. Schacht, Subjekt gebraucht Subjekt, *Psyche* 27 (1973), 97–110; G. E. Schäfer, Wege zur Realität. Bildung des Selbst im Realitätskontakt, in: G. Bittner (Hrsg.), *Selbstwerden des Kindes. Ein neues tiefenpsychologisches Konzept*, Bonz, Fellbach 1981;/. Stork, Versuch einer Einführung in das Werk von D. W. Winnicott, in: D. W. Winnicott, *Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse*, Kindler, München 1976; D. W. Winnicott, *Vom Spiel zur Kreativität*, Klett, Stuttgart 1973 (Winnicott-Zitate beziehen sich hierauf); O. Wullschleger, *Religiöse Erziehung und Jugendkriminalität*, Sauerländer, Aarau und Frankfurt a. M. 1974.

Kaputtarbeiten - Marginalien zur Selbsterlegung

Von Dipl.-Soz. Wolf Dombrowsky, Kiel

I.

Passe zu sein scheinen die Zeiten, als der Arbeit noch ein Feierabend folgte und andere Reglements in Anschlag brachte als die der Arbeitsdisziplin. Inzwischen jedoch hat sich das puritanische Erbe zum Rückenmark durchgefressen und Arbeiten zur einzig akzeptablen Befindlichkeit gemodelt. Bis in die innersten Refugien dringt die Sucht und raubt auch noch den Schlaf, in dessen befreiende Ohnmacht das schlechte Gewissen vom seltenen Nichtstun bisher nicht folgen konnte. Nicht lange, und wir werden Schlafarbeit leisten müssen, so wie sich die Avantgarde schon heute Trauerarbeit und Gefühlsarbeit herausquält, Beziehungen, Erlebnisse und sich selbst aufarbeitet, Schwierigkeiten und Hemmungen abarbeitet und alle Arten des Erlebens durcharbeitet.

„An sich arbeiten“ ist zum Lebensinhalt aufgebläht, dem auch das Selbstverständlichste unterworfen und in Akte der Produktion verwandelt wird: Gekonnt zu lächeln, dynamisch zu wirken, Ärger zu verbergen, potent und begehrenswert zu(er)scheinen, Erniedrigungen zu überspielen, den Darm zu kontrollieren, Streß zu überstehen, das Gewicht zu halten, leistungsfähig zu sein, adrett auszuschauen, frisch und jugendlich zu strahlen, Supermann und Weibchen zu spielen, das alles sind Verstellungskünste, die der langen Dressur und **manch** einschneidender Arbeit am lebendigen Leibe bedürfen, bis sie so ganz zur Verfügung stehen.

Was wir in täglicher Selbstverarbeitung an Verfügbarkeiten zu produzieren genötigt sind, entspricht den Verhaltenszumutungen der vielen kleinen und großen Verwertungsplätze, auf denen wir uns freiwillig und gezwungenermaßen tummeln. Um auf den Märkten des Lebens nicht aus der Nachfrage zu fallen, haben wir uns in gut aufbereiteter Form anzubieten: Von der Werbung über die Präsentation und die Verpackung bis hin zu den Inhalten und

Gebrauchsfertigkeiten müssen wir uns so **zurichten**, daß die Annahme unserer Offerten dem möglichen Nachfolger Vorteile verspricht. Im Gegenzug winken uns dafür die Gratifikationen, um die wir uns mühen: Ein guter Arbeitsplatz, eine gute Partie, die richtigen Freunde, die richtigen Beziehungen. Als ‚gut‘ und ‚richtig‘ gilt **dabei**, was Anbieter und Nachfrager dafür halten, ja, nur deswegen treffen sie doch aufeinander, weil sie durch den wechselseitigen Austausch des je anderen Vorteils sich gegenseitig ergänzen und bestätigen. (Grund genug für manche Liebe wie für manche Blindheit.)

In einer Welt voller verlockender Angebote gelingt jedoch der vollkommene Austausch höchst selten. Der Überhang der Offerten verdirbt bei begrenzten Gratifikationen die Preise, die mit der selbst zu Markte getragenen Haut noch zu erzielen sind. (So macht denn Gelegenheit Diebe und begünstigt das Naschen an fremden Töpfen.) Also gilt es, lästige Konkurrenz zu verhindern - sei es durch Bluff und Schwindelei, sei es durch die Aufrüstung der eigenen und Schwächung der fremden Sanktionspotentiale. Denn nur um dies eine geht es doch: **sanktionsmächtig** zu werden.

Sanktionsmacht ist die Chance, sowohl Angenehmes maximieren und Unangenehmes minimieren, als auch die eigenen Offerten gegen fremde durchsetzen und knappe Gratifikationen für sich ergattern zu können. Darin liegt dann das Geheimnis, daß wir uns ducken lassen, den Mund halten, Ärger schlucken, Ungerechtigkeiten ertragen und Streß aushaken: Nur nicht anekken, ja keine Reibungsflächen zeigen, länger durchhalten als die Konkurrenz. Dafür dann im Gegenzug: Unerbittlich zuschlagen, den kleinsten Fehler nutzen, sich rigoros durchsetzen, der Konkurrenz keine Chance lassen.

Auf praktische Dimensionen reduziert und in Durchschnittsgrau gemalt zeigt dann diese Welt aus Unten und Oben, Gewinn und Verlust, Freud und Leid nur schwer verständliche Verrücktheiten: Da muß ‚sie‘, um ‚ihn‘ zu kriegen, gegen die Freundinnen intrigieren; da muß ‚er‘, um der beruflichen Karriere willen, gegen die Kollegen konkurrieren. Da muß der Schüler, um den Numerus clausus zu schaffen, das Abschreiben verhindern, und da muß der Engagierte, nur um Lehrer werden zu können, seine Überzeugungen verraten. Das alles erfordert in der Tat ein hartes Herz und einen kalten Verstand.

n.

Die Lektionen über Sanktionsmacht nehmen frühzeitig von unseren Körpern Besitz und demonstrieren systematische **Verücktheit**: Die Knute des Vier-Stunden-Rhythmus lehrt, was es heißt, wenn verschiedene Vorstellungen vom Angenehmen nicht nach den Bedürfnissen geregelt, sondern vom Zeitdiktat bestimmt werden und so weder das Säugen, noch das Stillen, noch das Schlafen Befriedigung verschafft. Auf diese Weise tradiert der in Kultur und Natur zerlegte Mensch eine Domestizierung, der es um Verfügbarkeit und die Durchsetzung fremdbestimmter Verhaltenszumutungen geht, statt um die liebevolle Kultivierung des Natürlichen. .

So kommen wir dann zu unserer Körperlichkeit. Was sie wird, beginnt mit ‚Bäh‘ und ‚Pfui‘, mit ‚Ah‘ und ‚Brav‘, mit ‚Ja‘ und ‚Nein‘. Unter Prügel und

Zärtlichkeit, Schmerz und Lust, Wärme und Kälte, Angst und Glück, Entbehrung und Wohlbehagen entsteht aus dem Körper-Kind ein Kinderkörper. Ein kleines Ding, das schon viel weiß vom ‚schönen Händchen‘ und vom ‚Heinerle‘, dem kleingehaltenen, geheimgehaltenen. Hier koppeln sich erogene Zonen und frühverdunkelte Tabus. Vielleicht daher die licht- und trostlosen Schlafzimmer und die Sehnsüchte nach nächtlichen Ohnmächten.

Frühe Berührungen prägen den Körper und lassen ihn ahnen, was schön und groß und gut, was eklig, kümmerlich und schlecht sein soll. Langsam modellt elterliche Sanktionsmacht aus Körperwünschen Wunschkörper: den großen Jungen, der nicht weint, und das niedliche Mädchen, das vor Spinnen erschrickt. Auf der Strecke bleiben die Wünsche, die Träume und Sehnsüchte, die Unbefangenheit und die Freude, die Lust an der Bewegung und der neugierige Spaß am Leben. Aus dem Körpersein ist ein Körper und ein Sein geworden, die wir haben, aber nicht mehr lieben. Stracks geht es voran auf dem Weg zum harten Herzen und zum kalten Verstand.

Die schlimmsten Wunden ätzen die Gefühle aus Erniedrigung und absoluter Ohnmacht; sie prägen ein, was es heißt, über nichts zu verfügen, als über einen bedürftigen Körper, aber über nur wenig nachgefragte Offerten: Das bißchen Mamagluck und Papastolz wiegt die ewige Quengelei nach Bewegung und Licht, Liebe und Zärtlichkeit, Klang und Farbe nicht auf. Im Gegenteil, sie verringern sogar noch die mühsam zusammengeramschten Sanktionspotentiale der Eltern: Freiheit gewährt keine Erholung mehr, der Urlaub muß gestrichen werden, die Mark ist, nach der Halbierung durch die treue Mutter, nur noch fünfundzwanzig Pfennig wert, der teure Wagen ist zu klein geworden und die Wohnung zu eng. Nichts liegt näher, als zu retten, was zu retten ist: Sei leise, geh' in dein Zimmer, stör' mich nicht, sind nur die harmlosesten Formeln, wie man sich lästige Offerten vom Halse hält. Manche prügeln ihre Kinder zur Verfügbarkeit, andere mauern sie ein mit Spielzeugwällen. Man hat schließlich ein Recht auf's eigene Leben.

Darüber sind unserem Bewußtsein die Verfahren eingebrannt, mit denen Vorteile erzielt und Nachteile vermieden werden können. Die abguckten Sanktionsstrategien der übermächtigen Eltern drängen in ähnlich scheinenden Situationen nach Wiederholung. Früh sind die Wege programmiert, auf denen wir uns die Welt erlaufen. Haben wir Glück, stimmen die elterlichen Strategien mit denen der Lehrer und Lehrherrn, der Vorgesetzten und Nachgeordneten überein. Dann läßt es sich leben, ohne groß nachdenken zu müssen. Haben wir Pech, paßt das Gelernte nicht in den Alltag. Dann sprechen wir die falsche Sprache, gehen den falschen Gang, zeigen die falschen Manieren, glauben an die falschen Vorurteile und halten die falschen Werte hoch. Nichts anderes bleibt übrig, als dorthin zurückzugehen, von wo man kommt und es sich einzurichten in den Offerten und Gratifikationen, die an jenem Plätzchen gelten.

Wie tief die erfahrenen Demütigungen wurzeln, lehrt uns der Haß auf jene, die nichts mehr zu bieten haben und die nicht mehr gefragt sind. Sie verkörpern für uns die gern verdrängten Situationen chancenloser Ohnmacht, in denen kein positiver Tausch gelang und Nachteile nicht zu vermeiden waren. Den Offertenlosen, wir lernen es von Kindesbeinen an, drohen die Restposten auf dem Weg ins Aus. Wer nicht kommt zur rechten Zeit, der muß sehn, was

übrig bleibt. Und so fürchten wir zu Recht die Pranger aus Abschreckung und Ansporn, die an die Folgen erinnern, falls die selbstverwertenden Anstrengungen nachlassen sollten: Mit Spielverderbern und Angsthasen, Mauerblümchen und grauen Mäusen, Langweilern und **Petzern**, Verlierern und Schwächlingen, Waschlappen und Transusen, Miesepetern und Absteigern möchte man lieber nichts zu tun haben. Wer Dreck anfaßt, besudelt sich. Und so haben wir gelernt, nur die richtigen Freunde mit nach Hause zu bringen, einen guten Eindruck zu **machen**, höflich und fleißig und pünktlich und sauber und willig zu **sein**, den Schnabel zu halten, wenn Erwachsene oder Vorgesetzte reden, nach oben zu schleimen und nach unten zu treten, keine eigenen Meinungen zu haben und vor allem wie verrückt zu arbeiten.

Um die nächst größere Gratifikation zu ergattern oder drohende Nachteile zu vermeiden, haben wir gelernt, Wohlverhalten zu heucheln und Demütigungen in Kauf zu nehmen. Wir lassen uns ducken, statt gleich groß zu sein, wir schlucken den Ärger, statt uns auszusprechen, wir nicken, statt unsere Interessen zu formulieren, wir grenzen uns ab, wo ein bißchen Freiheit gut **täte**, und wir passen uns an, statt Freiräume zu erkämpfen. Am wichtigsten aber: Wir haben gelernt, den äußeren Zwängen vorzukommen und die nachgefragten Erwartungen schon zu erfüllen, noch bevor sie eingefordert werden. So rasonieren wir bereits über die Gravur, während noch an unseren Ketten geschmiedet wird.

Doch liegen wir wirklich in Ketten? Geht es uns nicht vielmehr gut bei all dem Elend auf der Welt? Sollten wir nicht froh sein, nur gegen knappe Gratifikationen und zunehmende Angebotsüberhänge, statt gegen Terrorregimes und Hungersnöte kämpfen zu müssen? Und gehören Selbstdisziplin und Körperbeherrschung, Triebabusch und Überlegenheit, Agilität und Stärke nicht zu den unabdingbaren Grundfertigkeiten, um unter den gegebenen Verhältnissen nicht ins Aus gestoßen zu werden? Wer nähme denn Rücksicht, wenn plötzlich ein Einzelner Konkurrenz und Härte, Körperpanzer und Herzenskälte aufgab und mit all jenen mitleiden wollte, die auf der Strecke bleiben? Was soll man machen mit Millionen Alkoholikern, Tabletensüchtigen, Depressiven, Durchgedrehten und **Ausgeflippten**, die an den Verhaltenszumutungen des täglichen Verkehrs gescheitert sind? Um ihretwillen auch scheitern, auch aufgeben und aufgegeben werden, um schließlich ebenso das soziale Netz zu passieren und als Pranger dem Rest zur Warnung zu dienen? Da beißt man doch lieber die Zähne zusammen und glaubt mit Inbrunst an die Erfolgsstory von der offenen Gesellschaft, in der jeder seines Glückes Schmied ist, sofern er und Fortuna nur recht wollen. Selbst in Krisenzeiten hält sich die Vorstellung hartnäckig, daß Arbeit bekommt, wer arbeiten will. So ist der Sprung nicht weit, dem Arbeits- wie dem Offertenlosen sein Schicksal auch noch in die eigenen Schuhe zu schieben und sich selbstgerecht einzubilden, es sei ein Verdienst, noch nicht an der Reihe zu sein auf dem Weg zur Rationalisierung und zum alten Eisen. Fast trotzig klingt es daher, wenn sich die Davongekommenen in die Brust schlagen und die schicke Wohnung, die neuen Möbel, das teure Auto, die modischen Sachen, die Stereoanlage, den Farbfernseher und all den Luxus drumherum als gerechte Entschädigung ausgeben: Wer viel arbeitet, hat schließlich ein Recht darauf, sich etwas leisten zu können!

III.

Die Verquickung von unangenehmer Anstrengung und entsprechender Entschädigung ist uns von klein auf eine bekannte Figur, mit der wir uns über den Tag bringen: Diese Matheaufgabe und dann ein ‚Mars‘, dieses Quantum noch, dann eine Zigarette, nur noch dieses Stück, dann einen Kaffee. Oft genug belohnen wir uns selbst, kaufen eine Platte, oder einfach nur ‚etwas Hübsches‘, weil wir uns durch etwas hindurchgequält, oder positiv, weil wir etwas geleistet haben. ‚Gönnen‘ wir uns dann etwas besonders Großes, Ausgefallenes, rechtfertigen wir es vor uns und anderen mit dem Satz: Ja, was hätte ich denn sonst vom **Leben!**‘ Geradewegs an dieser Stelle lugt die List des Selbstbetrugs und der Komplizenschaft mit den Betrügern aus den Konsumkulissen. Schauen wir schnell hin, bevor wir uns eine neue Belohnung gönnen.

Wir gönnen uns etwas, weil die Leistungsmühsal, die uns abverlangt wurde, dringend der Entschädigung bedarf. Doch um uns entschädigen zu können, müssen wir erst die Mühsal auf uns nehmen. Wahrlich ein Paradox. Denken wir darüber nach, wie es zu lösen ist, so wird aus dem Paradox ein Dilemma: Um uns nichts Kompensatorisches gönnen zu müssen, hätten wir die Leistungsmühsal zu mildern, bis keine Entschädigung mehr **vonnöten** wäre, doch stellen wir schnell fest, daß wir auf die Leistungsbemessungen und Verhaltenszumutungen keinen Einfluß haben. Unsere Souveränität beschränkt sich auf die Bemessung der Kompensation, nicht des Verschleißes. Was bleibt, ist letzten Endes nichts anderes, als das günstigste Verhältnis von Selbstverwertung und Entschädigung zu kalkulieren. Und so stehen wir denn, wo wir begonnen haben.

Für die Pflicht richten wir uns zu, verkrüppeln und bücken wir uns, stellen wir Körper und Geist hintan: Schularbeit, Hausarbeit, Berufsarbeit, alles verkommt zur Zwangsarbeit, weil anders kein Auskommen ist. Und weil dem Diktat der Maschinerie und den Gesetzen der Rentabilität entsprochen werden muß, ist Arbeit in erträglichen Portionen nicht zu haben. Statt dessen haben sich die wenigen, die noch Arbeit finden, den Arbeitsrationen anzupassen und noch dankbar zu sein, für die Aufwandsentschädigungen, mit denen sie sich in der Freizeit wieder zurechtrücken können für den nächsten Tag.

Nimmt es da Wunder, wenn wenigstens nach den Zwängen Selbstbestimmung und Souveränität gesucht wird? Kann man es den Kaputtgearbeiteten verdenken, wenn Konsumieren zum Erlebnis aufsteigt, wenn Muße und ein kleines Glück empfunden wird beim Schaufensterbummel, beim Ausprobieren, beim Drehen vor dem Spiegel, der Vorfreude über die Gesichter der Kollegen und Freunde, bei der Entscheidung über Kauf und Nichtkauf? Und dann das Haben. Dieser herrliche Moment wohliger Freude, das neue ‚Mein‘, die kleine Verwandlung, der Zugewinn an ‚gutem Aussehen‘, die Verschönerung seiner selbst. Plötzlich spürt man den Körper, merkt man, daß man „da“ ist, ein Mensch, dem nachgeschaut wird. Ein weiteres Stückchen Sanktionsmacht und eine neue Offerte.

Darüber dann entpuppt sich das Käuferlebnis als ein neues Glück, als eine neue Hoffnung, attraktiver und begehrenswerter geworden zu sein. Vielleicht noch ein neues Parfüm, ein neues Rasierwasser? Den Abend genießen und die

Prinzessin kennenlernen? Vergessen sind die Qualen am **Band**, die schrumpeligen Hände vom Spülen und **Waschen**, endlich ist Leben im Leben. Noch ein schneller Blick in die ‚**Brigitte**‘, noch einmal das Marlboro-Lächeln geübt, damit auch nichts schiefgeht bei der Selbstvermarktung und dann hinaus ins tosende **Getümmel**.

Geht der Abend daneben, so lag es sicher nur am falschen Kleid, oder am falschen Duft. Oder hätte vielleicht die Lederhose alles **herausgerissen** . . .? Man muß eben noch an sich arbeiten. Noch gekonnter lächeln, noch aufreizender gehen, noch auffälliger tanzen, noch cooler trinken und noch lässiger reden können. Noch war nicht alles unter Kontrolle. Am nächsten Morgen ein bißchen aus dem Intimen und man kommt über den Tag, träumt sich weg ins wirkliche Leben. Ins wirkliche Leben?

Was kann an einem Leben wirklich sein, das so zerrissen ist? In dem der Arbeitskörper nicht weiß, was er mit dem Freizeit-Körper anfangen soll? In dem die **Beschäftigungen** des Tages nicht überwunden, die Sprachlosigkeiten nicht beseitigt werden können. Was soll wirklich sein an einem Leben, dem selbst noch die Kompensationen mißraten, weil die Sehnsüchte und Bedürfnisse unter den Klischees und Requisiten der Ausstattungsindustrie vergraben bleiben? Wie kann man sich menschlich und natürlich verhalten, seiner selbst sicher sein, wenn die Arbeit nicht zum Menschen macht, nicht die ganze Natur zuläßt und entfaltet und die permanente Drohung der Arbeitslosigkeit den Glauben an die eigene Bedeutung zerstört? Wie kann man bekommen, was man sucht, wenn die Verkrüppelungen des Tages zum Weggeben nichts übrig lassen?

Ein letztes Dilemma kommt in den Blick: Wir suchen nach Liebe, Verständnis, Erfüllung, Sinn und Anerkennung, aber wir haben verlernt, mit gleicher Münze zurückzuzahlen. Während der Arbeit sind all diese Äußerungen des Da-Seins nur lästig, mit ihnen käme man nicht über den Stumpfsinn des Arbeitstages. Indem wir uns aber das Störende, Lästige, Menschliche adressieren, verlieren wir, was wir geben könnten. Eilig rücken die materiellen Ausgleichszahlungen für unser beschädigtes Leben in die Leerstellen und machen für eine Weile glauben, auch darüber Befriedigung finden zu können. Doch der Mechanismus rächt sich schnell. Die verzweifelte Selbstdefinition über die Raffinements der Ausstattungsprodukte stürzt mit jedem Modewechsel zusammen und läßt in leere Spiegel schauen. Wo hinter der Anhäufung von Gratifikationen nicht mehr steckt, muß manisch akkumuliert werden. Schon grüßt der raffende Narzißmus. Gibt es einen Ausweg?

IV.

Es mag verblüffend klingen, doch mir scheint, als führe die immer weiter vorangetriebene Selbstverarbeitung zur reinen Verfügbarkeit, diese Selbstzerlegung in gut dosierbaren Selbsteinsatz nicht nur dahin, daß alle verräterischen Zeichen unserer inneren Beteiligung - vom Rotwerden über das Zuken der Wimpern und Mundwinkel bis hin zum offenen Staunen und gerührtem Weinen - ausgetilgt und in städtische Blasiertheit und arrogante Glätte verwandelt werden, sondern daß allmählich aus der instrumenteilen Beherr-

schling des ganzen Körpers eine soziale Distanz **erwächst**, die Freiheit eröffnet: Gerade weil die Gefühlsausbrüche nicht mehr stattfinden, man nicht mehr aus der Haut fahren, oder auf den Schlüsselreiz explodieren muß, kann man in Ruhe abwägen, seinen Einsatz kalkulieren, hinter die Tricks und die Strategien der anderen schauen und beide erkennen. Plötzlich weiß man, welche Spiele gespielt werden und welcher Einsatz man selbst ist. Das befähigt zum kompetenten Mitspielen und zur Regelbeeinflussung. Endlich wird über Interessen gesprochen und Klarheit geschaffen. Es gelingen die Blicke hinter die Kulissen, weil die Distanz zu sich selbst und den eigenen Manövern das Hantieren mit Sanktionspotentialen entlarvt. Von da an schmecken die Attrappen schal, öden die Ausstattungen an, kommt man hinter den Betrug und entdeckt seine bisherige Komplizenschaft mit einem Konsum, der nie befriedigte. Jetzt ist der Kopf frei, die Kompensationen wie miese Krücken von sich zu werfen und mit der Therapie zu beginnen. Vielleicht sagen uns dann wieder Leute etwas, die darüber schon viel eher nachgedacht haben: „Gesetzt, wir hätten als Menschen **produziert** . . . Jeder von uns hätte in seiner Produktion sich selbst und den anderen doppelt bejaht. Ich hätte 1. in meiner Produktion meine Individualität, ihre Eigentümlichkeit vergegenständlicht und daher sowohl während der Tätigkeit eine individuelle Lebensäußerung genossen als im Anschauen des Gegenstands die individuelle Freude, meine Persönlichkeit als gegenständliche, sinnlich anschauliche und darum über allen Zweifel erhabene Macht zu wissen, 2. in deinem Genuß, oder deinem Gebrauch meines Produkts hätte ich unmittelbar den Genuß, sowohl des Bewußtseins, in meiner Arbeit ein menschliches Bedürfnis befriedigt, als das menschliche Wesen vergegenständlicht und daher dem Bedürfnis eines anderen menschlichen Wesens seinen entsprechenden Gegenstand verschafft zu haben, 3. für dich der Mittler zwischen dir und der Gattung gewesen zu sein, also von dir selbst als eine Ergänzung deines Wesens und als ein notwendiges Teil deiner selbst gewußt und empfunden zu werden, also sowohl in deinem Denken wie in deiner Liebe mich bestätigt zu wissen, 4. in meiner individuellen Lebensäußerung unmittelbar deine Lebensäußerung geschaffen zu haben, also in meiner Tätigkeit unmittelbar mein wahres Wesen, mein menschliches, mein Gemeinwesen bestätigt und verwirklicht zu haben. Unsere Produktionen wären ebensoviele Spiegel, woraus unser Wesen sich entgegenleuchtet" (Marx, Exzerptheft 1844).

Wo soviel entgegenleuchtet, soviel zu geben ist, da läßt sich auch anders tauschen, anders leben und ein Körper entwickeln, der nicht für die Arbeit zerschunden, sondern durch die Arbeit entfaltet wird. Vielleicht lernen wir nach all dem Kaputtarbeiten, wie wir uns gesundarbeiten.